

Erfahrung, Differenz, Herrschaft und Stimme in der kanadischen Frauengeschichtsschreibung¹

Ruth Roach Pierson

Trotz unserer gefestigten Position innerhalb der Profession und trotz unseres Kampfs um das Recht und die Notwendigkeit von Frauengeschichte,² waren wir als feministische Historikerinnen bis vor kurzem und mit wenigen Ausnahmen wenig geneigt, unsere Arbeit zu theoretisieren. In letzter Zeit jedoch scheint die feministische Geschichtswissenschaft unter dem Einfluß der dekonstruktivistischen Literaturtheorie³ und Diskursanalyse Frankreichs eine zunehmend theoretischere Orientierung anzunehmen.⁴ Joan Wallach Scott's Versuch, die Kategorie Geschlecht zu theoretisieren, ist gegenwärtig zweifellos das bemerkenswerteste Beispiel in diesem Zusammenhang.⁵

1 Die englische Originalfassung dieses Artikels erschien als fünftes Kapitel in: Karen Offen, Jane Rendall u. Ruth Roach Pierson Hg., *Writing Women's History: International Perspectives*, London 1991, 79–106. Ich danke Ria Bleumer, die die erste Fassung dieses Textes ins Deutsche übersetzt und die überarbeitete Fassung noch einmal korrigiert hat. Die vorliegende Fassung stammt von Monika Bernold. Ich möchte Sherene Razack, Philinda Masters, Marjorie Cohen und Dwight Boyd für ihre Hilfe danken, mich aus den Sackgassen zu befreien, in denen mein Denken während des Schreibens dieses Textes manchenmal gefangen war. Mein Dank gilt auch Alison Prentice und Veronica Strong-Boag für ihre sehr hilfreichen Anregungen zur Bearbeitung der vorletzten Fassung dieses Textes.

2 Margaret Prang, *Personal Reflections on a Career in History*; Linda Kealey, *Women Historians in Canadian Universities: A Report on the Canadian Historical Association Survey*; Lykke de la Cour u.a., „Here's where we separate the men from the boys“: *Comments on Women's Experiences as Graduate Students in History Programmes*. Vorträge, gehalten bei der *Canadian Historical Association* und *Canadian Women's Studies Association*, *Canadian Learned Societies Meetings*, University of Victoria, 27. Mai 1990. Vgl. auch Linda Kealey, *Highlights of the CHA Survey on the Status of Women, 1989*, in: *Canadian Historical Association Newsletter*, 16, 2 (1990), 1 und 4f.

3 Vgl. dazu Mary Poovey, *Feminism and Deconstruction*, in: *Feminist Studies*, 14, 1 (1988), 51–65.

4 Carol Smith-Rosenberg, *Writing History: Language, Class and Gender*, in: Teresa de Lauretis Hg., *Feminist Studies/Critical Studies*, Bloomington 1986, 31–54.

5 Vgl. dazu Joan Wallach Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *Gender and the Politics of History*, Kap. 2, New York 1988. Erstmals veröffentlicht in: *American Historical Review*, 91, 5 (1986), 1053–1075. Für ein Beispiel eines Artikels der kanadischen Frauengeschichte, der von der neuen Konzeptualisierung der Kategorie Geschlecht beeinflusst ist, vgl. Ruth Roach Pierson, *Gender and the Unemployment Insurance Debates in Canada, 1934–1940*, in: *Labour/Le Travail*, 25 (1990), 77–103.

Nur selten allerdings werden diese Theorien systematisch aufgegriffen. Wir Historiker/innen gehen weiterhin eklektizistisch vor, nehmen von hier und da, was für unsere Zwecke brauchbar ist, was neue Perspektiven für unsere Arbeit mit den Quellen zu eröffnen scheint oder uns einen neuen Blickwinkel auf den Gegenstand verschafft. Vielleicht hat dieser Eklektizismus so wie die verbreitete Theorielosigkeit in der Geschichtsschreibung einiges mit der empirischen Natur zu tun, die unserer Disziplin immanent ist. Das Chaos und die Komplexität menschlicher Handlungen, sofern sie sich in konkreten empirischen Daten überhaupt verkörpern, erlauben es nur sehr begrenzt, sie in strenge theoretische Schemata einzuordnen. Einige dieser aufsässigen menschlichen Eigenarten scheinen aus den Grenzen jeder großen Theoriebildung auszubrechen und stellen so, als „nicht-enthalten“, eine Herausforderung für alle geschlossenen Theorien dar.

Man könnte natürlich auch argumentieren, daß unser Empirismus, unsere Bezogenheit auf die „Quellen“, selbst ein theoretischer Standpunkt ist. Ich denke, ich müßte dem auch zustimmen. Wirklichkeit ist „nichts als eine kollektive Ahnung“, erklärt die von Lily Tomlin gespielte *bag lady* in „The Search for Signs of Intelligent Life in the Universe“.⁶ Historiker/innen neigen dazu, mit zwei solchen kollektiven Ahnungen zu operieren. Einer ontologischen Ahnung, die davon ausgeht, daß es eine Wirklichkeit gab, irgendwo in der Vergangenheit, und einer epistemologischen, wonach diese Wirklichkeit dem Wissen zugänglich ist, wenn auch nur unvollkommen und unzulänglich. Während also im 20. Jahrhundert nur mehr wenige Historiker/innen behaupten würden, daß es möglich wäre zu erfahren, „wie es eigentlich gewesen ist“, könnten sich die meisten darauf einigen, daß wir davon ausgehen können, daß es gewesen ist.⁷ Historiker/innen im allgemeinen sind noch immer, wie Michèle Barret sagen würde, „in einem sehr traditionellen philosophischen Rahmen gefangen, der in gewisser Weise ein optimistisches Vertrauen in die empirische Methode und einen ontologischen Realitätsbegriff zur Voraussetzung hat“.⁸

Dennoch ist unser Zugang nicht notwendigerweise der des naiven Empirismus. Wir gehen davon aus, daß durch die Quellen, die überlebt haben, die Vergangenheit in gewisser Weise erhellbar ist und daß diese „Quellen“ beinahe unendlich in ihrer Vielfalt sind. Diese Vielfalt reicht von den physischen Artefakten, auf die die Studenten der materiellen Kultur angewiesen sind, über die offiziellen Dokumente der Staatsarchive, bis hin zu den individuellen Erinnerungen, wie sie in Tagebüchern oder mündlichen Überlieferungen vorliegen. Zudem ist allgemein anerkannt, daß diese „Quellen“ nicht als für sich sprechend genommen werden können, sondern nach Dechiffrierung und Decodierung verlangen, wofür sowohl Kritikfähigkeit wie auch soziales Kontextwissen erforderlich sind. Doch darüber hinaus verliert die Diskussion ihre festen Grenzen. Die

6 Jane Wagner, *The Search for Signs of Intelligent Life in the Universe*, New York 1986, 18.

7 Zu E.H. Carrs berühmter Referenz auf das Zitat Leopold von Ranke's vgl.: *What is History?* Harmondsworth 1964, 8 (1. Ausgabe 1961).

8 Michèle Barrett, *The Concept of „Difference“*, in: *Feminist Review*, 26 (1987), 32f.

grundlegende und immer wiederkehrende Kontroverse über die Frage, welche, wieviele und wie diese „Texte“ gelesen werden sollen, bestimmt die Vielfalt historischer Forschungsfelder und Schreibweisen und definiert den historischen Diskurs als einen Ort politischer Auseinandersetzung.

Empirismus impliziert, zumindest nach einer Definition, die Bezogenheit auf „Erfahrung“ als Quelle der Erkenntnis im Gegensatz zur Offenbarung oder zu einer *a priori* Deduktion.⁹ Historiker/innen aus Europa und europäisch beeinflussten Kulturen, speziell feministische Historikerinnen, haben das Konzept der weiblichen Erfahrung angewendet, um den Universalitätsanspruch der „großen Erzählungen“¹⁰ der westlichen Geschichtsschreibung, wie etwa die der Renaissance und der Französischen Revolution in Frage zu stellen.¹¹ Joan Kelly hat auf die Beschränktheit einer Perspektive hingewiesen, die auf der Erfahrung einer männlichen Elite beruht, die die Verwendung des Begriffs ‚Renaissance‘ für eine historische Epoche geprägt hat. Sie hat vor dem Hintergrund der anderen Erfahrung von Frauen – etwa jener der weiblichen Mitglieder der führenden italienischen Familien – danach gefragt, ob man überhaupt davon sprechen könne, daß es für Frauen eine Renaissance gegeben hat.¹² Kelly und andere haben auch zur Diskussion gestellt, ob die Französische Revolution für Frauen ein ebenso entscheidender Wendepunkt gewesen ist, wie es die Anhänger der Republikanischen Tradition für die Männer behaupten.¹³

9 Dagobert D. Runes Hg., Dictionary of Philosophy, Paterson, NJ 1961, 89.

10 Jean-François Lyotard, La Condition Postmoderne: rapport sur le savoir, Paris 1979. Dt.: Jean-François Lyotard, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1992.

11 Feministische Historikerinnen waren nicht die einzigen, die die Erfahrung von Frauen benutzten, um ihre Hypothesen zu überprüfen. Vgl. dazu Sandra Harding: „Ein kennzeichnendes Merkmal feministischer Forschung (im allgemeinen) ist es, die Problemstellungen aus der Perspektive von Frauen zu entwickeln. Sie benützt diese Erfahrungen als Indikator für die Realität, gegenüber der die Hypothesen bestehen müssen.“ Sandra Harding, Is There a Feminist Method? In: Dies. Hg., Feminism and Methodology, Bloomington 1987, 7 (Einleitung).

12 Joan Kelly, Did Women have a Renaissance? In: Women, History and Theory: The Essays of Joan Kelly, Kap. 2, Chicago/London 1984, 19–50. Erstveröffentlichung in: Renate Bridenthal u. Claudia Koonz Hg., Becoming Visible: Women in European History, New York 1977, 137–164.

13 Joan Kelly, The Social Relation of the Sexes: Methodological Implications of Women's History, in: Kelly, Women, wie Anm. 12, Kap. 1. Erstveröffentlichung in: Signs. Journal of Women in Culture and Society 1, 4 (1976), 809–823. Nach Joan Wallach Scott, French Feminists and the Rights of „Man“: Olympe de Gouges' Declarations, in: History Workshop, 28 (1989), 1–21, war „Das Vermächtnis der Französischen Revolution an die Frauen (war) ein Widersprüchliches: Das universale, abstrakte, rechts-kräftige Individuum als Grundlage der nationalen Souveränität verkörperte sich in einem Mann“ (1). Joan B. Landes interpretiert die bürgerliche Öffentlichkeit, wie sie sich nach der Revolution etablierte, als eine „die davon geprägt war, die Frauen und die Stimme der Frauen zurückzudrängen“ (204). Daraus entwickelte sich der Anspruch von Feministinnen, „einen diskursiven Raum innerhalb der modernen Öffentlichkeit zu schaffen“ (206). Joan B. Landes, Women and the Public Sphere in the Age of the French Revolution, Ithaca/London 1988. In der Interpretation von Michèle Le Doeuff hat die Französische Revolution die Abschaffung einer sozialen Ordnung bewirkt, die für Männer und Frauen gleichermaßen gültig war. An deren Stelle trat eine Ordnung, die Männer entlang von Besitz und Beruf unterscheidet, Frauen hingegen in politischer Hinsicht als eine Einheit definiert. „Das bedeutete die historische Ver-

Was verstehen wir als Historiker/innen der Frauengeschichte nun unter Erfahrung, wie verwenden wir diesen Begriff? Wenn, wie Joan Scott überzeugend argumentierte, die Kategorie Geschlecht einer Theoretisierung bedurfte,¹⁴ so ist ebenso eine Problematisierung des Begriffs Erfahrung notwendig.¹⁵ Dieser Artikel stellt einen ersten Versuch dar, das Konzept der Erfahrung, so wie es von Historiker/innen oftmals unreflektiert verwendet wurde, mit einem besonderen Blick auf die kanadische Frauengeschichtsschreibung kritisch zu überprüfen. Wie wir sehen werden, ist Erfahrung untrennbar mit anderen Begriffen verknüpft, vor allem mit den Begriffen: Differenz, Dominanz und Stimme.

Am Beginn des Aufschwungs der Frauengeschichte, der durch den Aufschwung der Frauenbewegung in den frühen 70er Jahren bedingt war, konzentrierte sich das Interesse auf die Unsichtbarkeit der Frauen in der Geschichte („hidden from history“).¹⁶ Diese historische Unsichtbarkeit von Frauen wurde als ein Produkt der historischen Überlieferung und Bedeutungsproduktion verstanden, die einer Elite männlicher Chronisten, Archivare und Historiker vorbehalten war. In ihren Händen wurde Geschichte zur Überlieferung männlicher Erfahrung.¹⁷ Für jene, die an einer Geschichte interessiert waren, die die weibliche Erfahrung miteinschließt, war es dagegen ein zentrales Anliegen, die Stimmen der Frauen hörbar zu machen. In vielen Zeiten und an vielen Orten war diese Stimme der Frauen „gedämpft“,¹⁸ oder noch schlimmer, unwiederherstellbar und für immer verloren. Die Gründe für das Schweigen einer großen Zahl von Frauen waren vielfältig: Sie lebten beispielsweise in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die Frauen weder Zeit noch Material zur Verfügung stellte, um zu schreiben; oder sie gehörten einer analphabetischen Kultur

schiebung von einem System der Diskriminierung (durch den Stand) zu einem anderen (durch das Geschlecht)“ in dem Sinne, als Verschiedenheit und Pluralität zur Charakterisierung der Kategorie „Mann“, Einheitlichkeit und Homogenität zur Charakterisierung der Kategorie „Frau“ wurde: Michèle Le Doeuff, Pierre Rousset's Chiasmus: From Imaginary Knowledge to the Learned Imagination, in: *Ideology & Consciousness*, 9 (1981/82), 52 – 53. Vgl. auch Jane Abrey, *Feminism in the French Revolution*, in: *American Historical Review*, 80, 1 (1975), 43 – 62; und Cecile Dauphin u.a., *Women's Culture and Women's Power. Issues in French Women's History*, in: Offen, Rendall u. Pierson, *Women's History*, wie Anm. 1, 107 – 133.

14 Zu einer interessanten historischen Analyse von Geschlechter- und Klassenbeziehungen in zwei Bereichen Kanadas vgl. Joy Parr, *The Gender of Breadwinners: Women, Men and Change in Two Industrial Towns 1880 – 1950*, Toronto 1990.

15 Teresa de Lauretis hat bereits vor einiger Zeit die Wichtigkeit der Auslegung des Begriffs Erfahrung erkannt: Teresa de Lauretis, *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema*. Bloomington 1984, insbes. Kap. 6: *Semiotics and Experience*, 159 – 186.

16 Sheila Rowbotham, *Hidden from History: 300 Years of Women's Oppression and the Fight Against It*, London 1973.

17 Susan Mann Trofimenkoff u. Alison Prentice, *The Neglected Majority: Essays in Canadian Women's History*, I, Toronto 1977, 7 (Einleitung). Veronica Strong-Boag u. Anita Clair Fellman, *Rethinking Canada: The Promise of Women's History*, Toronto 1986, 1 (Einleitung).

18 Susan Mann Trofimenkoff hat jene Qualität des zum Schweigen-Bringens aufgedeckt und die Kräfte untersucht, die die Stimmen von 102 Zeuginnen (ein *Sample* aus nahezu 1800 untersuchten Personen) vor der *Royal Commission on Capital and Labour* in den späten 80er Jahren des 19. Jahrhunderts zum Schweigen brachten. Susan Mann Trofimenkoff, *One Hundred and Two Muffled Voices: Canada's Industrial Women in the 1880s*, in: *Atlantis. A Women's Studies Journal*, 3, 1 (1977), 66 – 82.

oder Klasse an; oder sie wurden als Angehörige einer unterdrückten Rasse vom Schreiben abgehalten; oder das Schreiben war ihnen als Zeichen der Unterlegenheit ihres Geschlechts trotz ihrer Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum, trotz ihres hohen sozialen Status untersagt. Anstatt diese Frauen einem fortgesetzten Vergessen preiszugeben, suchten Historikerinnen nach indirekten Kanälen zu historischen Formen weiblicher Erfahrung. Sie rekonstruierten aus den Spuren, die in den Schriften von anderen, zumeist von Männern, manchmal von Männern aus anderen Kulturen, überliefert waren, ein Bild des Frauenlebens in der Vergangenheit.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für diese Art der imaginierenden Ausgrabungsarbeit in der kanadischen Geschichtsschreibung ist Sylvia Van Kirk's „Many Tender Ties: Women in Fur-Trade Society, 1670 – 1870“.¹⁹ Bis zum Erscheinen ihrer Arbeit²⁰ wurde der westkanadische Pelzhandel als primär männliches Phänomen erforscht, als ein ökonomisches System, das von männlichen weißen Europäern mit der Unterstützung männlicher Indianer geführt wurde. Das größte Verdienst der Arbeit Van Kirks ist es, den nicht wegzudenkenden Beitrag von Frauen – indianischen Frauen und „Mischlingsfrauen“ – für das Funktionieren der Gesellschaft und der Ökonomie des Pelzhandels aufgezeigt zu haben. Innerhalb „ehelicher Verbindungen *bona fide*“²¹ mit den weißen europäischen Männern agierten diese Frauen als Beraterinnen, Übersetzerinnen und diplomatische Vermittlerinnen zwischen den Stämmen und den Handelsgesellschaften. Weniger spektakulär, aber vielleicht sogar noch bedeutender: Ihre Arbeit und ihre Fähigkeiten machten das Überleben für die weißen europäischen Männer in einem Land der Wildnis mit langen Wintern überhaupt erst möglich. Es waren die eingeborenen Frauen, die das Fleisch der Büffel klopfen und trockneten, um daraus „pemmican“ zu machen. Sie mahlen Mais zu „sagamité“, fertigten Schneeschuhe und Mokassins an, nähten Pelze und halfen, Kanus aus Birkenrinde zu bauen. Mit der Ankunft weißer Frauen und einer wachsenden Anzahl europäischer Missionare, sowie dem sich voll entwickelnden weißen Rassismus einer imperialistischen Kultur im Laufe des 19. Jahrhunderts, wurden die Frauen indianischer Herkunft sukzessive verdrängt und der Pelzhandel selbst von der Siedlungspolitik und anderen Formen ökonomischen Fortschritts überholt.

Aber wie steht es mit der Erfahrung der indianischen und der „Mischlingsfrauen“, die in den Pelzhandel getrieben wurden oder anscheinend aus eigener Initiative in die Gesellschaft und die Ökonomie des Pelzhandels eintraten?²² Zu jener Zeit, als Van Kirk schrieb, war der Begriff „Geschlechterrollen“ noch nicht durch die Kategorie „Geschlecht“ ersetzt,²³ und so schrieb sie von der „Rolle der Frauen“²⁴ im Pelzhandel.

19 Sylvia Van Kirk, *Many Tender Ties: Women in Fur-Trade Society in Western Canada 1670 – 1870*, Winnipeg 1980.

20 Vgl. die Arbeit der historischen Anthropologin Jennifer S. H. Brown, *Strangers in Blood: Fur Trade Company Families in Indian Country*, Vancouver/London 1980.

21 Van Kirk, *Ties*, wie Anm. 19, 51.

22 Ebd., 8.

23 Vgl. Natalie Zemon Davis, „Women's History“ in Transition: The European Case, in: *Feminist Studies*, 3, 3/4 (1976), 83 – 103.

24 Van Kirk, *Ties*, wie Anm. 19, 6.

Rollen können von außen beobachtet werden, und wenn Erfahrung als etwas verstanden wird, das sich über die Erfüllung eingenommener Positionen und gestellter Aufgaben konstituiert, und zudem von den Diskursen, die den sozialhistorischen Kontext dominieren, geprägt wird, dann gelingt es Van Kirks Studie, wichtige Dimensionen der Erfahrung der Ureinwohnerinnen zu erfassen. Wenn Erfahrung aber auch für die Innerlichkeit des menschlichen Lebens, für die Bereiche des Bewusstseins und der Subjektivität steht, dann hätte Van Kirk die Möglichkeiten ihrer Quellen überschritten, wenn sie beanspruchen würde, die Erfahrung der Ureinwohnerinnen im Pelzhandel rekonstruiert zu haben. In dem aufrichtigen Eingeständnis der Beschränktheit ihrer Quellen beklagt Van Kirk die Tatsache, daß „indianische Frauen uns keine Berichte über ihren Blick auf den Pelzhandel oder ihre Gründe, Händlersfrauen zu werden, hinterlassen haben.“ Sie fährt dann fort:

Eine Rekonstruktion ihrer Perspektive kann nur von den Schriften der Pelzhändler abgeleitet werden, die, vielleicht manchesmal unbeabsichtigt, bemerkenswerte Einsichten in das Verhalten der Frauen möglich machen.²⁵

Van Kirk war von den Subjekten ihrer Forschung durch ihre ethnische Herkunft getrennt. Noch dazu waren ihre Quellen selbst wiederum nicht nur ethnisch, sondern auch durch das Geschlecht und, wie ein Rezensent ihres Buches bemerkte, durch die Klassenzugehörigkeit von ihren Subjekten getrennt, da jene gebildeten Pelzhändler, die Berichte ihrer Erfahrungen hinterließen, den obersten Schichten der Pelzhändlergesellschaft angehörten.²⁶ Dennoch, wenn das „Verhalten“ so wie die Rolle der Außenwelt angehört und damit auch von außen betrachtet werden kann,²⁷ so respektiert Van Kirk die Beschränktheit einer Bezugnahme auf Berichte männlicher Europäer insofern, als sie die aktiven Handlungsmuster indianischer Frauen, und nicht deren Opferrolle, innerhalb der Gesellschaft und Ökonomie der Pelzhändler untersucht.

Der Anspruch, die Perspektive der Ureinwohnerinnen zu rekonstruieren, ist dennoch etwas anderes. Während Van Kirk sehr kritisch mit dem weit verbreiteten Glauben europäischer Männer umgeht, daß die Bedingungen für Frauen in der indianischen Gesellschaft überaus bedauerenswert waren,²⁸ ist sie dem gegenüber, wie die Pelzhändler ihre eigenen Beziehungen zu den Ureinwohnerinnen bewerten und darstellen, weit weniger mißtrauisch. Warum sind zum Beispiel die Berichte der beiden führenden Pelzhandelsfirmen einfach zu übernehmen, wonach „indianische Frauen, die mit einem Weißen zusammenlebten und von ihm ein

25 Ebd., 75.

26 Robin Fisher, Review of Van Kirk, Ties, wie Anm. 19, in: *The Canadian Historical Review*, 4, 2 (1983), 238.

27 Die Unterscheidung zwischen der Innerlichkeit subjektiver Erfahrung (Geschichte von innen) und der Außenperspektive von sozialen Strukturen und Diskursen (Geschichte von außen) und ihr Zusammenspiel in den Handlungsweisen der Menschen untersucht Shula Marks, *The Context of Personal Narrative: Reflections on „Not Either an Experimental Doll“* – *The Separate Worlds of Three South African Women*, in: *Personal Narratives Group Hg., Interpreting Women's Lives: Feminist Theory and Personal Narratives*, Bloomington/Indianapolis 1989, 40.

28 Van Kirk, Ties, wie Anm. 19, 17 und 80.

Kind bekamen, mit einem warmen Empfang bei der Rückkehr in ihren Stamm rechnen konnten"?²⁹ Sollten solche Berichte nicht eher als Rationalisierung der gängigen Praxis europäischer Pelzhändler gelesen werden, ihre Ehefrauen und Kinder in Nordamerika zurückzulassen, wenn ihre Verbindung mit der Kompanie beendet war und sie nach Großbritannien zurückkehrten, eine Praxis, die im Falle der *Hudson Bay Company* durch behördliche Maßnahmen noch zusätzlich verstärkt wurde? Wird nicht der häufige Gebrauch der Phrase von den vielen „zarten Banden“, die für den emotionalen Charakter der meisten „gemischten“ Ehen in der Pelzhandelsgesellschaft stehen soll, von dem Faktum in Frage gestellt, daß diese Phrase aus der Feder des führenden Vertreters von *Fort Vancouver*, James Douglas, und nicht aus jener seiner Halb-Cree-Frau stammt?

Ich denke, die Schwierigkeiten mit den impliziten Behauptungen in den beiden oben genannten Beispielen verdanken sich einem Konzept von Erfahrung, das davon ausgeht, daß es einen „Kern“ von Subjektivität gibt, der im Sinne eines Wissens aus erster Hand nur diesen Subjekten und Körpern zugänglich ist, die diese Erfahrung gelebt haben (daher auch die unter anderen Vorzeichen redundante Formulierung der „gelebten Erfahrung“). Die unbeantwortete (und unbeantwortbare) Frage, die uns an den beiden oben angeführten Beispielen Kritik üben ließ, heißt: Was hat die Person, die indianische Frau, die „Mischlingsfrau“, unvermittelt berührt, wie hat sie die Situation erlebt? Während wir einen Teil der sozialen Bedeutung der Partizipation von eingeborenen Frauen an der Gesellschaft und der Ökonomie der Pelzhändler erfassen können, ist es es uns viel weniger möglich zu rekonstruieren, welche Bedeutung diese Partizipation für die eingeborenen Frauen selbst hatte.

In einer Hierarchie des Wissens haben wir als Historikerinnen und im speziellen wir als feministische Historikerinnen jenen Wissensansprüchen, die auf der „gelebten Erfahrung“ basieren, einen privilegierten Platz eingeräumt. Und das nicht ohne Grund, könnten wir sagen, insofern, als der Funke des Feminismus, der „Proto-Feminismus“, wie Joan Kelly sagt, sich genau in jenem Moment im Bewußtsein einer Frau entzündet, wo sie eine Diskrepanz zwischen der kulturellen Definition der Frau und der eigenen Erfahrung oder der anderer Frauen verspürt. Kelly hat diesen Zustand des Widerspruchs im Bewußtsein von Frauen benannt und Spuren seiner Erscheinungsformen zurück bis zu Christine de Pizan (1365–1430) verfolgt. Nach Kelly war Christine zu Beginn „der eigenen Erfahrung und der Erfahrung anderer Frauen in gewisser Weise entfremdet“ und daher „von der Verachtung der Männer für die Frauen ergriffen“. Kelly rekonstruiert den revolutionären Wandel in Christines Bewußtsein als einen, der über die Prüfung der eigenen Erfahrung als Frau und der anderer Frauen schließlich zur Erkenntnis führte, daß sich hinter den Behauptungen der Minderwertigkeit der Frau, die die Hochkultur ihrer Zeit so sehr prägten, nichts anderes als Androzentrismus und Misogynie verbergen. „Auch wenn sie als universelle erschien, die Minderwertigkeit von Frauen war nicht von der eigenen (Christines) und der Erfahrung anderer Frauen getragen,“ versichert Kelly, die hier Erfahrung als die Quelle eines authentischeren, reineren Wissens setzt, das nicht als ein

29 Ebd., 46.

völlig durch die dominante Kultur geprägtes Wissen, sondern eher als oppositionelles Wissen erscheint.³⁰

Virginia Woolf hat den Kern des Aufflammens eines solchen Widerspruchs im Bewußtsein einer Frau in „Ein Zimmer für sich allein“ auf den Punkt gebracht. Sie beschreibt den Zorn, den sie verspürt, als sie im Britischen Museum das Thema „Frau“ erforscht und mit Myriaden widersprüchlichster Zuschreibungen an die Natur der Frau, die von Männern verfaßt sind, konfrontiert wird. Das monumentale Werk mit dem Titel „Die geistige, moralische und physische Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts“ von einem fiktiven Professor von X wird zum symbolischen Brennpunkt des Zorns der Autorin. Im Verlauf des Nachdenkens über „die Aussage des Professors über die geistige, moralische und physische Minderwertigkeit der Frauen“ und bei der Vorstellung, welche Art von Mann dieser Professor wohl sein könnte, schreibt Woolf, nicht frei von einer Geste klassenspezifischer Überlegenheit:

Mein Herz hatte angefangen zu klopfen. Meine Wangen hatten gebrannt. Ich war rot geworden vor Zorn. Daran war nichts besonderes, so töricht es auch war. Man läßt sich nicht gerne sagen, daß man einem kleinen Mann – ich schaute auf den Studenten neben mir –, der kurzatmig ist, einen zementierten Schlips trägt und sich seit vierzehn Tagen nicht rasiert hat, naturgemäß unterlegen ist. Man hat gewisse törichte Eitelkeiten. Es liegt in der Natur des Menschen ...³¹

Das Nicht-Wieder-Erkennen ihrer selbst in Definitionen des Weiblichen liegt auch der Kritik von Denise Riley an feministischen Definitionen des Weiblichen zugrunde. Sie identifiziert im Begriff „Frau“ das Herz des Feminismus, einen Begriff voller Unverbindlichkeit und Ambiguität, der das vorgefundene Terrain absteckt und gleichzeitig die Voraussetzung der Möglichkeit für den Feminismus abgibt. „Der Feminismus hat versucht, die Kategorie ‚Frau‘ zu befreien und gleichzeitig Ansprüche von ihr abzuleiten,“ sagt Riley und charakterisiert den Feminismus dann weiter als „den Schauplatz, auf dem die Ambiguität der Kategorie ‚Frau‘ ausgekämpft wird.“³² Ihre eigene Kritik an feministischen Weiblichkeitskonzeptionen wurde dadurch angeregt, daß es ihr unmöglich war, sich in dieser (oder jener) widersprüchlichen Beschreibung des Weiblichen selbst wiederzuerkennen; sei es „in den scheinbar über alle Zeiten hinweg eingefrorenen Werten der Mütterlichkeit, wie sie sich etwa in der Hausfrau-und-Mutter-Figur der Britischen Sozialpolitik der vierziger Jahre exemplifiziert“, oder in der „Hypostasierung des weiblichen Körpers in der Theoriebildung Irigarays“.³³

30 Joan Kelly, *Early Feminist Theory and the Querelle des Femmes, 1400–1789*, in: *Women, History and Theory*, Kap. 4, 79–80. Eine frühere Version dieses Kapitels erschien in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 8, 1 (1982), 4–28.

31 Virginia Woolf, *Ein Zimmer für sich allein*, Frankfurt a.M. 1986, 38.

32 Denise Riley, „Am I that Name?“ *Feminism and the Category of Women in History*, London/Minneapolis 1988, 4–5.

33 Riley geht es nicht einfach nur darum, „daß es unterschiedliche Frauen gibt, sondern um die Auswirkungen der Bezeichnungsform ‚Frauen‘“: Riley, *Name, wie Anm.* 32, 11. Deshalb wohl nimmt sie die erstaunte Frage Desdemonas „Am I that name, Jago?“ in *Othello* als Motto ihres Buches. Vgl. auch 58 und 102. Jacqueline Rose hat darauf

Diese Erfahrung des Nicht-Wieder-Erkennens von sich selbst (oder anderer Frauen) beziehungsweise anders gesagt, das Erkennen einer tiefen Kluft zwischen der eigenen Erfahrung und der offiziellen Vorstellung des Frau-Seins war einer der zentralen Ausgangspunkte für die feministische Frauengeschichte. Der alte und andauernde Drang der Frauengeschichte nach „Kompensation“³⁴, so wie er oben diskutiert wurde, der Wunsch, jene leeren Räume der Vergangenheit zu füllen, in denen kaum eine oder keine Frau erscheint, entstand und entsteht zum Teil noch immer dadurch, daß wir auf die Figuren unserer eigenen Welt blicken und dabei sehen, daß zumindest die Hälfte von ihnen Frauen sind. Dann gibt es den Anspruch, die Überlieferung zurecht zu rücken, dort wo Frauen in ihrer diskursiven Erscheinung zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind.

Joan Sangster versteht ihr Buch „*Dreams of Equality: Women On the Canadian Left, 1920–1950*“ sowohl als Reaktion auf das „auffällige Schweigen „ zum Verhältnis von sozialistischer und feministischer Politik in der Geschichte Kanadas, wie auch als Reaktion darauf, daß in den wenigen historischen Arbeiten, die den Beitrag der Frauen an der Entwicklung der sozialistischen Parteien überhaupt erwähnten, dieser als vernachlässigbar gewertet wird.³⁵ Natürlich ist dieses Buch auch eine Antwort auf die spöttische Behandlung der Belange von Frauen in gegenwärtigen Geschichten der kanadischen Linken. Sangster erwähnt den Fall von David Lewis „*The Good Fight*“ (Toronto 1981), in dem die abschätzigste Bemerkung über das Aussehen einer alternden Sozialistin und das „glucksende Gelächter“ über einen Bericht der Diskussionsgruppen zur Geburtenkontrolle als erheiternde Hintergrundschilderung zur *National Convention of the Co-operative Commonwealth Federation* von 1936 benützt wurden.³⁶

Wir haben die ultimative „Authentizität“ und „Unmittelbarkeit“ von weiblicher Erfahrung in Stimmen von Frauen³⁷ gesucht (und wir tun das noch immer). Eines der Ziele der Frauen in der kanadischen Dokumentations-Serie zur Geschichte der Frauen ist es, in den Worten der Herausgeberinnen, „Überlieferungen aus der Vergangenheit aufzuspü-

hingewiesen, daß Rileys stärkstes Argument nachweist, daß „die scheinbar so transparente Kategorie Frauen – der Ort an dem die gelebte Erfahrung von Frauen, gegen all die ideologischen Zurichtungen und Phantasien, die sich am Begriff Frau festmachen, aufgehoben scheint – in Wirklichkeit keine solche Transparenz bietet“: Jaqueline Rose, Review of Riley, Name, wie Anm. 32, in: *History Workshop*, 29 (1990), 159.

34 Der Begriff ‚kompensatorische Geschichtsschreibung‘ wurde von Gerda Lerner verwendet: Gerda Lerner, *The Majority Finds Its Past. Placing Women in History*, New York/Oxford 1979, 145. Sie bezieht sich damit auf Mari Jo Buhle u.a., *Women in American Society: An Historical Contribution*, in: *Radical America*, 5, 4 (1971), 3–66.

35 Joan Sangster, *Dreams of Equality: Women on the Canadian Left, 1920–1950*, Toronto 1989, 7.

36 Ebd., 110 und 249f.

37 So bemerkt Mary Crnkowich, die Herausgeberin, in der Einleitung des kürzlich erschienen Buches: „*Gossip*“. *A spoken History of Women in the North*, Ottawa 1990, XVI: „*Gossip*‘ symbolisiert und feiert die Bedeutung des Wertes, der den Aufzeichnungen der Ideen von Frauen in ihren eigenen Worten zukommt. Oftmals sind diese Erfahrungen und Sichtweisen durch die Interpretationen von männlichen Historikern und Anthropologen neu geschrieben worden. Innerhalb des feministischen Schreibens wird das Schreiben aus Erfahrung als bedeutender Beitrag anerkannt.“

ren und verfügbar zu machen, so wie sie von kanadischen Frauen erlebt wurde.“³⁸ In dieser Sammlung ausgewählter Dokumente wurde jenen Quellen eine Art „erkenntnistheoretisches Privileg“³⁹ eingeräumt, in denen Frauen mit ihren eigenen Worten sprechen, so wie sie in Briefen, Tagebüchern oder transkribierten Interviews überliefert sind.⁴⁰ „Die Perspektive, aus der wir unser Material sehen,“ sagen die drei Herausgeberinnen und Bearbeiterinnen der Tagebücher und Briefe von Frauen aus Neu-Schottland aus den letzten 150 Jahren, „ist eine feministische, die von uns verlangt, der Erfahrung, wie sie von den Frauen selbst beschrieben wurde, eine primäre Bedeutung zukommen zu lassen.“⁴¹ Die problematische Aufwertung der Kategorie Erfahrung, wie Michèle Barret sie im „populären feministischen Diskurs“⁴² diagnostiziert hat, ist vielleicht nirgendwo problematischer als in jener Ausprägung der Frauengeschichte, in der es nicht nur um die Entdeckung, sondern auch um die Bekräftigung einer separaten Sphäre weiblicher Kultur geht.

Diese Aufwertung der Kategorie Erfahrung hat definitive Auswirkungen auf die Lehre von *women's studies* und das Schreiben von Frauengeschichte durch Männer. Hier stoßen wir erneut auf den Zusammenhang von gelebter Erfahrung und dem Anspruch auf die eigene, rechtmäßige Stimme. Unser Unbehagen und unsere Ambivalenz beim Blick auf einen Mann, der einen *women's studies* Kurs leitet oder als Autor für die Geschichten von Frauen fungiert, resultiert aus dem Gefühl, daß die Fähigkeit von Männern, zu verstehen, dadurch begrenzt ist, daß sie die Erfahrung, eine Frau zu sein, nicht gemacht haben. Es ist aber, wie Renate Duelli bemerkt hat, genau diese Distanz von der Erfahrung des Frau-Seins, die in der akademischen Welt als Zeichen von Objektivität gewertet wird.

38 Alison Prentice, Introduction to the Series, in: Beth Light u. Alison Prentice Hg., *Pioneer and Gentlewomen of British North American 1713 – 1867*, Toronto 1980. Die anderen Bände dieser Reihe sind: Beth Light u. Joy Parr Hg., *Canadian Women on the Move. 1867 – 1920*, Toronto 1983; und Beth Light u. Ruth Roach Pierson Hg., *No Easy Road: Women in Canada 1920s – 1960s*, Toronto 1990.

39 Siehe zur Klarstellung des feministischen Verständnisses vom „erkenntnistheoretischen Privileg der Unterdrückten“: Uma Narayan, *Working Together Across Difference: Some Considerations on Emotions and Political Practice*, in: *Hypatia*, 3, 2 (1988), 31 – 7.

40 Vgl. Pat Staton u. Beth Light, *Speak with Their Own Voices: A Documentary History of the Federation of Women Teachers' Associations of Ontario and the Women Elementary Public School Teachers of Ontario*, Toronto 1987.

41 Margaret Conrad u.a., *No Place Like Home: Diaries and Letters of Nova Scotia Women 1771 – 1938*, Halifax 1988, 1 (Einleitung).

42 Michèle Barret, The Concept of „Difference“, in: *Feminist Review*, 26 (1987), 31. Der Prozeß der Bewußtseinssteigerung, wie er in den frühen Jahren der zweiten Welle des Feminismus so populär gewesen ist, gründete im Teilen und Verarbeiten persönlicher Erfahrungen im Kontext einer Gruppe. Vgl. *Consciousness Raising Meetings – What Goes On*, in: *The Northern Woman*, 2, 3 (1975), 5. Das Teilen persönlicher Erfahrungen führte zur Entdeckung geteilter Erfahrung. Gerade diese Form von Erfahrung begründete ihre Sozialität und enthüllte die Durchlässigkeit der Grenze von Subjektivität und sozialer Welt. Diese Erkenntnis stützte die grundlegende Aussage der „zweiten Welle“ des Feminismus, „daß das Private“ politisch ist. Gleichzeitig ermöglichte der „Gegen-Diskurs“ des Feminismus durch die Neudefinition dieser „geteilten“ Erfahrung als Ausdrucksform von Unterdrückung eine individuelle und politische Auseinandersetzung über hegemoniale Konstruktionen.

In ihrer scheinbaren Unparteilichkeit (die ich als Produkt der männlichen Sozialisation und sicherlich nicht als biologische verstehe) sind die Männer von der Möglichkeit abgeschnitten, die volle Komplexität, Nuancierung und Wirklichkeit der weiblichen Erfahrung zu erfassen. Das hat zur Folge, daß ihre Arbeiten viel eher als objektiv oder zwingend gepriesen und in ihrer Klarheit und Überzeugungskraft der Arbeit einer Frau vorgezogen werden, deren Bemühen, der inneren Konstruktion der Erfahrung von Frauen gerecht werden zu wollen, ihr häufig den Vorwurf der Subjektivität, der Inkongruenz oder der fehlenden Plausibilität einbringt.⁴³

Aus der Perspektive einer Anwältin der *women's studies*, wie Duelli Klein, ist es genau jene gepriesene Unvoreingenommenheit des männlichen Historikers (oder Soziologen), die die Barriere für ein „volles Begreifen der Komplexität, Nuancierung und Wirklichkeit der weiblichen Erfahrung“ konstituiert und den Versuch, „der schwierigen Konstruktion weiblicher Erfahrung gerecht werden zu wollen“, behindert.

Dennoch, immer wieder gibt es den seltenen Fall des männlichen Historikers, der im Kanon der Frauengeschichte, innerhalb der Feministischen Geschichtsschreibung, akzeptiert worden ist. Im Falle der kanadischen Frauengeschichte fällt der Name Angus McLaren ein.⁴⁴ Obwohl McLaren einige seiner Arbeiten zur Geburtenkontrolle gemeinsam mit seiner Frau Arlene Tigar McLaren verfaßt hat,⁴⁵ ist es nicht die Partnerschaft und Zusammenarbeit mit einer Wissenschaftlerin, die ihm die „Absolution“ erteilt hat. Seine Akzeptanz resultiert vielmehr daraus, was Uma Narayan „methodologische Vorsicht“ und „methodologische Bescheidenheit“⁴⁶ genannt hat. Seine Arbeit ist durch das zentrale Interesse an der staatlichen Sozialpolitik gekennzeichnet. Er untersuchte die demographischen Daten zur Säuglings- und Müttersterblichkeit und setzte die letzteren in Bezug zur illegalen Abtreibung, das heißt, seine Arbeit fokussiert die politische Diskussion des Themas Geburtenkontrolle in einer vorsichtigen Rekonstruktion des sozialen, legistischen, medizinischen und politischen Kontexts der weiblichen Erfahrung von Fruchtbarkeitskontrolle und Geburt. Auch dort, wo die gelebte Erfahrung von Frauen in seiner Arbeit miteinbezogen worden ist, hat er gewissenhaft jeglichen Anspruch, für Frauen zu sprechen, vermieden, indem er versucht hat, die Frauen stattdessen in Form von zitierten Briefpassagen,

43 Renate Duelli Klein, The „Men-Problem“ in Women's Studies: The Expert, the Ignoramus and the Poor Dear, in: *Women's Studies International Forum*, 6, 4 (1983), 414.

44 Ein weiteres gutes Beispiel dafür ist Graham S. Lowe, *Women in the Administrative Revolution: The Feminization of Clerical Work*, Toronto 1987. Ein männlicher Historiker, der die Geschlechter-Analyse in eine Klassen-Analyse integriert und die gleiche Zeit für Frauen und Männer, wie auch für die klassenspezifischen Konstruktionsformen von Weiblichkeit und Männlichkeit aufwendet, ist Mark Rosenfeld, „It Was a Hard Life“: Class and Gender in the Work and Family Rhythms of a Railway Town, 1920 – 1950, in: *Historical Papers/Communications historiques, The Canadian Historical Association/La Société historique du Canada* 1988, 237 – 279.

45 Angus McLaren u. Arlene Tigar McLaren, *The Bedroom and the State: The Changing Practices and Politics of Contraception and Abortion in Canada, 1880 – 1980*, Toronto 1986; Dies., *Discoveries and Dissimulations: The Impact of Abortion Deaths on Maternal Mortality in British Columbia*, in: Katherine Arnup, Andrée Levésque u. Ruth Roach Pierson Hg., *Delivering Motherhood: Maternal Ideologies and Practices in the 19th and 20th Centuries*, London 1990, 126 – 149.

46 Narayan, *Difference*, wie Anm. 39, 37.

Reden, Zeitungsartikeln „für sich selbst“ sprechen zu lassen.⁴⁷ Während diese Sorgfalt zwar einen Verzicht auf den Anspruch, die volle Komplexität, Nuancierung und Realität der weiblichen Erfahrung zu begreifen, bedeutet, haben die wenigsten Historikerinnen der Frauengeschichte es geschafft, diesen Anspruch wirklich einzulösen.

Versetzen wir die männliche Wissenschaft durch die Disqualifizierung des männlichen Historikers auf der Grundlage der nicht geteilten Erfahrung nicht in eine *double bind* Situation? Auf der einen Seite haben wir die männlichen Historiker dafür angeklagt, daß sie die Frauen nicht in ihre Fragestellungen miteingeschlossen haben, auf der anderen Seite sind wir ihren Versuchen gegenüber, es zu tun, überaus mißtrauisch und voller Ressentiments. Dieses Mißtrauen kommt von unserer langen Erfahrung mit der Verzerrung und Entstellung des weiblichen Blickwinkels in der Hand männlicher Autoren, wie ich es oben am Beispiel David Lewis zu zeigen versuchte.⁴⁸ Die Ressentiments stehen auch in engem Zusammenhang mit der von uns selbst erlebten Erfahrung im politischen Kampf der Frauengeschichte, sich einen Platz im Lehrplan der historischen Institute, in den historischen Fachzeitschriften, in den Jahrestreffen der historischen Vereinigungen zu schaffen. Jetzt, wo dieser Raum endlich geschaffen ist, finden wir es verständlicher Weise eigenartig, wenn wir einen Mann sehen, der ein Verbündeter gewesen oder eben auch nicht gewesen sein mag, der diesen Platz besetzt.

Unsere Erfahrung des fortwährenden Kampfes, einen Raum für die Frauengeschichte zu legitimieren und zu schaffen, ist in diesem Punkt die erlebte Erfahrung von Macht und Herrschaft, das heißt also eine Erfahrung von Unterdrückung. Wenn wir also die Differenz der Erfahrung mobilisierten, um die Kriterien der historischen Bedeutungszumessung neu zu definieren, haben wir das im Kontext von Machtbeziehungen getan, da es nicht einfach um die Frage der anderen Erfahrung der Männer geht. Viel zentraler ist es, daß der wichtigste konstituierende Faktor dieser Differenz mit Herrschaft zu tun hat. In der feministischen Haltung zur männlich-dominierten Geschichtsschreibung und Lehre war es die Differenz der Frauen, die im Vordergrund stand. Wie und daß überhaupt Differenz in unserer gegenwärtigen Gesellschaft wahrgenommen wird, basiert auf einer sozialen Konstruktion, die immer eine Machtbeziehung miteinschließt, obwohl Differenz im Idealfall sich auch jenseits von asymmetrischen Machtverhältnissen manifestieren könnte. Für weiße Historikerinnen aus der Mittelschicht war das asymmetrische Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern von zentraler Bedeutung. Wir haben durch das Schreiben von Geschichte, durch unser Eintreten in die historischen Institute jene Macht bekämpft, die sich wie an anderen Orten der Gesellschaft in der Dominanz des männlichen Blickwinkels, in der Universalisierung der männlichen Perspektive, in der Etablierung des Männlichen als Norm und Standard der Bedeutsamkeit ausdrückte.

47 Vgl. den Brief einer „prairie“-Frau an die Saskatchewan-Feministin Violet McNaughton aus den 30er Jahren, zit. in: A. u. A. T. McLaren, *Bedroom*, wie Anm. 45, 28–30.

48 Für ein anderes Beispiel vgl. W. Peter Ward, *Courtship, Love and Marriage in Nineteenth-Century English Canada*, Montreal 1990.

In den letzten Jahren war es nicht mehr allein die Frage der Geschlechterdifferenz, sondern die der Differenz zwischen Frauen, die in den feministischen Zirkeln diskutiert wurde. In Kanada haben Frauen mit unterschiedlichen Hautfarben, Ureinwohnerinnen, Immigrantinnen, Frauen der Arbeiterklasse, Lesben, behinderte und nicht Englisch sprechende Frauen begonnen, die Dominanz und Universalisierung einer weißen, heterosexuellen und anglophonen Sicht innerhalb des kanadischen Feminismus anzufechten. Frauen, die sich als Frauen unterdrückt fühlten, mußten sich mit der Tatsache konfrontieren, daß andere, nicht so privilegierte Frauen sie als die Unterdrückten erlebt hatten. Speziell im Bereich der Kulturproduktion, die das Schreiben und Lehren von Geschichte miteinschließt, haben wir, die wir privilegierte Positionen in der akademischen Welt erreicht hatten, zu hören bekommen, daß wir mitverantwortlich gewesen sind, andere weniger privilegierte Frauen zum Schweigen gebracht zu haben, daß wir sie als „andere“ behandelt und dazu beigetragen haben, stereotype, entstellende Bilder zu reproduzieren.

In Kanada kommt komplizierend der historische Konflikt zwischen englisch- bzw. französischsprechender Kultur hinzu, der die anderen Hierarchien von Macht und Differenz überlagert. Vor der kürzlichen Verfassungskrise verringerte sich – wenn das Problem auch in keiner Weise wirklich gelöst wurde – das Machtgefälle zwischen anglophoner und frankophoner Kultur, und eine größere Akzeptanz der „französischen Tatsache“ im anglophonen Kanada setzte sich durch. Das war das Resultat der „Stillen Revolution“ in Quebec, dem Aufleben des Nationalismus in Quebec und der bundesstaatlichen Verpflichtung der Regierung zur Zweisprachigkeit. Dennoch, die englische Sprache dominierte weiterhin auf nationalen Konferenzen, wie dem *Annual General Meeting of the Canadian Historical Association*, und das gilt eben auch für die Treffen und Veranstaltungen des *Canadian Committee on Women's History*, obwohl auf der Tagung 1989 beschlossen worden war, daß die zukünftigen Nummern der Zeitschrift *Newsletter/Bulletin* sowohl in französischer wie auch in englischer Sprache erscheinen sollten. Dennoch hat sich das Phänomen der „zwei Einsamkeiten“⁴⁹ im kanadischen Feminismus und im Schreiben und Lehren von Frauengeschichte so wie in anderen Bereichen der Gesellschaft weiter verfestigt. Ein Beleg dafür findet sich in der Tendenz beider, der englischen und französischen Historikerinnen der Frauengeschichte, in ihren Arbeiten linguistische und kulturelle Grenzen zu ziehen.⁵⁰

49 Hugh MacLennan, *Two Solitudes*, Toronto 1945.

50 Carol Lee Bacchi, *Liberation Deferred? The Ideas of the English-Canadian Suffragists, 1877 – 1918*, Toronto 1983; Nadia Fahmy-Eid u. Micheline Dumont Hg., *Maîtresses de maison, maîtresses d'école: femmes, famille et éducation dans l'histoire du Québec*, Montréal 1983; Micheline Dumont u. Nadia Fahmy-Eid, *Les couventines: l'éducation des filles au Québec dans les congrégations religieuses enseignantes, 1840 – 1960*, Montréal 1986; Veronica Strong-Boag, *The New Day Recalled: Lives of Girls and Women in English Canada, 1919 – 1939*, Toronto 1988; Andrée Levésque, *La Norme et les déviantes: Des femmes au Québec pendant l'entre-deux-guerres*, Montréal 1989.

Die Verpflichtung zur Zweisprachigkeit hat auch nicht dazu geführt, daß jede Person in Kanada mit Hochschulabschluß beide Landessprachen fließend beherrscht, was konsequenterweise bedeutet, daß viele Akademiker/innen noch immer auf Übersetzungen angewiesen sind, wobei es angesichts der Unsicherheiten des kanadischen Verlagswesens im allgemeinen überaus schwierig ist, einen englisch-sprachigen Verlag zu finden, der bereit ist, eine französische Arbeit zu übersetzen und umgekehrt. So hat es zum Beispiel fünf Jahre gedauert, ehe das vom *Clio Collective* herausgegebene Lehrbuch „Geschichte der Frauen in Quebec“ in englischer Übersetzung erschien.⁵¹ Jetzt, nach dem Scheitern des *Meech Lake* Verfassungsvertrags und dessen Ratifizierung⁵² (und das vor dem Hintergrund des neuerlichen Entschlusses des französischen Quebec, ein größeres Maß an Selbstbestimmung und Unabhängigkeit von den anderen Provinzen zu verlangen) erscheint der unveränderte Fortbestand der Konföderation Kanadas fraglich.

Während die Differenzen zwischen englisch- und französisch-sprachigen kanadischen Frauen weiterhin eine Quelle des Konflikts bleiben, beanspruchen auch Frauen, die entlang anderer Achsen der Differenz Unterdrückung erlebt haben, gehört zu werden. Die Sensibilität gegenüber klassenspezifischen Differenzen war seit den Anfängen der Frauengeschichte in Kanada sehr groß. Viele Studien haben sich von Anfang an bis heute mit den Erfahrungen in der Arbeiterfamilie, wie auch mit anderen Erfahrungen von Frauen aus der Arbeiterklasse beschäftigt.⁵³

51 The Clio Collective (Micheline Dumont, Michèle Jean, Marie Lavigne, Jennifer Stoddart), *Quebec Women: A History*, Toronto 1987 (Original: *L'Histoire des femmes au Québec depuis quatre siècles*, Montréal 1982).

52 Seit der Konföderation von 1867 war die Verfassung Kanadas im englischen Parlament als *British North America Act* verankert. Eines der großen politischen Ziele des Liberalen Premierministers Pierre-Elliott Trudeau war es, die Verfassung „nach Hause zu bringen“. Als die Rückführung der Verfassung am 17. April 1982 erreicht wurde, verweigerte die Provinz Quebec eine Unterzeichnung des Dokuments. Eine der politischen Strategien des fortschrittlich-konservativen Premierministers Brian Mulroney war es, Quebec zu einer Unterzeichnung zu überreden. 1987, bei dem Treffen von Meech Lake, unterzeichneten Mulroney und die Premiers der anderen Provinzen einen Vertrag, der Quebec den Status einer „distinct society“ garantierte. Sofort gab es massive Bedenken: von Frauengruppen (besonders im anglophonen Teil Kanadas), die eine Aushöhlung der Gleichbehandlung der Geschlechter, wie sie im „Federal Charter of Rights and Freedoms“ verankert ist, befürchteten; weiters von Teilen der Ureinwohner/innen, die auf die Ignoranz ihres Anspruchs auf den Status einer *distinct society* hinwiesen und gegen ihren Ausschluß vom Prozeß einer Verfassungsreform protestierten; wie auch von der Bevölkerung und der Regierung des Yukon und der Nordwest-Gebiete, deren Recht auf den Status einer eigenen Provinz in Gefahr zu geraten schien. Später insistierten die östlichen und westlichen Provinzen gemeinsam auf einer Verfassungsreform, weil sie die ansteigende Macht Zentral-Kanadas, und speziell Quebecs, in einer Konföderation abschwächen sollte. Am 23. Juni 1990, dem Tag, an dem die Ratifizierung der Verfassung durch alle zehn Provinzen stattfinden sollte, verschärfte sich die Krise. Am Ende scheiterte die Ratifizierung an den Einwänden der oben genannten Gruppen, besonders der Ureinwohner/innen und der Liberalen Regierung Neufundlands.

53 Vgl. Marie Lavigne u. Jennifer Stoddart, *Les Travailleuses montréalaises entre les deux guerres*, in: *Labour/Le Travail*, 2 (1977), 170 – 183; Francine Barry, *Le Travail de la femme au Québec: l'évolution de 1940 à 1970*, Montréal 1977; Veronica Strong-Boag, *The Girls of the New Day: Canadian Working Women in the 1920s*, in: *Labour/Le Travail*, 4 (1979), 131 – 164; Meg Luxton, *More than a Labour of Love: Three Genera-*

Dennoch, Sangster war nicht nur wegen der von Männern geschriebenen Geschichte der Linken, die den Standpunkt der Frauen ignorierte, dazu angeregt worden, eine Geschichte des sozialistischen Feminismus zu schreiben, sondern auch deshalb, „weil kanadische Historikerinnen der Frauengeschichte sich entweder auf eine Art Mittelschichts-Feminismus⁵⁴ oder aber auf das Leben von Arbeiterfrauen“⁵⁵ konzentriert und

tions of Women's Work in the Home, Toronto 1980; Marilyn Barber, The Women Ontario Welcomed: Immigrant Domestic Workers for Ontario Homes, 1870–1930, in: Ontario History, 72, 3 (1980), 148–172; Marie Lavigne u. Yolande Pinard, Travailleuses et féministes: Les femmes dans la société québécoise, Montréal 1982; Ruth Frager, No Proper Deal: Women Workers and the Canadian Labour Movement, 1870–1940, in: Linda Briskin u. Lynda Yanz Hg., Union Sisters: Women in the Labour Market, Toronto 1983, 44–64; Marta Danylewycz u.a., The Evolution of the Sexual Division of Labour in Teaching: A Nineteenth-Century Ontario and Quebec Case Study, in: Histoire sociale/Social History, 16, 31 (1983), 81–109; Bettina Bradbury, Women and Wage Labour in a Period of Transition: Montreal 1861–1891, in: Ebd., 17, 33 (1984), 115–131; Dies., Pigs, Cows and Boarders: Non-Wage Forms of Survival Among Montreal Families, 1861–1891, in: Labour/Le Travail, 14 (1984), 9–46; Judith Fingard, Gender and Inequality at Dalhousie: Faculty Women before 1950, in: Dalhousie Review, 64, 4 (1984/85), 687–703; Gail Cuthbert Brandt, „Weaving It Together“: Life Cycle and the Industrial Experience of Female Cotton Workers in Quebec, 1910–1950, in: Alison Prentice u. Susan Mann Trofimenkoff Hg., The Neglected Majority: Essays in Canadian Women's History, II, Toronto 1985, 160–173; Joy Parr, Women at Work, in: W. J. C. Chervinski u. G. S. Kealey Hg., Lectures in Canadian Labour and Working-Class History, St. John's, Nfld. 1985, 79–88; Marilyn Porter, „She was Skipper of the Shore-Crew“: Notes on the History of Sexual Division of Labour in Newfoundland, in: Labour/Le Travail, 15 (1985), 105–123; Paula Bourne Hg., Women's Paid and Unpaid Work: Historical and Contemporary Perspectives, Toronto 1985; Gail Cuthbert Brandt, The Transformation of Women's Work in the Quebec Cotton Industry, 1920–1930, in: Bryan D. Palmer Hg., The Character of Class Struggle, Toronto 1986, 115–137; Marta Danylewycz u. Alice Prentice, Teacher's Work: Changing Patterns and Perceptions in the Emerging School Systems of Nineteenth and Early Twentieth Century Central Canada, in: Labour/Le Travail, 17 (1986), 58–80; Bettina Bradbury, Women's History and Working-Class History, in: Labour/Le Travail, 19 (1987), 22–43. Yolande Cohen u. Michèle Dagenais, Le métier d'infirmière: savoirs féminins et reconnaissance professionnelle, in: Revue d'histoire de l'Amérique française, 41, 2 (1987), 155–177; Margaret Hobbs u. Ruth Roach Pierson, „A Kitchen that Wastes No Steps ...“: Gender, Class and the Home Improvement Plan, 1936–1940, in: Histoire social/Social History, 21, 41 (1988), 9–37; Michèle Dagenais, Itinéraires professionnels masculins et féminins en milieu bancaire: Le cas de la Banque d'Hochelega, 1900–1929, in: Labour/Le Travail, 24 (1989), 45–68; Nancy M. Forestell, Times Were Hard: The Pattern of Women's Paid Labour in St. John's Between the Two World Wars, in: Labour/Le Travail, 24 (1989), 147–166; Margaret E. Mc Callum, Separate Spheres: the Organization of Work in a Confectionery Factory: Ganong Bros., St. Stephen, New Brunswick, in: Labour/Le Travail, 24 (1989), 69–90; Ruth Compton Brouwer, New Women for God: Canadian Presbyterian Women and Indian Missions, 1876–1914, Toronto/Buffalo/London 1990, insbes. Kap. 4: Women's Work in Central India, 92–129.

⁵⁴ Vgl. Jennifer Stoddart, The Woman Suffrage Bill in Quebec, in: Marylee Stephenson Hg., Women in Canada, Toronto 1973, 99–106; Deborah Gorham, English Militancy and the Canadian Suffrage Movement, in: Atlantis: A Women's Studies Journal, 1, 1 (1975), 83–112; Dies., The Canadian Suffragists, in: Gwen Matheson Hg., Women in the Canadian Mosaic, Toronto 1976, 23–56; Veronica Strong-Boag, Canadian Feminism in the 1920s: The Case of Nellie L. McClung, in: Journal of Canadian Studies, 12, 4 (1977), 58–68; Wayne Roberts, Six New Women: A Guide to the Mental Map of Women Reformers in Toronto, in: Atlantis: A Women's Studies Journal, 3, 1 (1977), 145–164; Carol L. Bacchi, Liberation Deferred? The Ideas of the English-Canadian Suffragists, 1877–1918; Ernest Forbes, The Ideas of Carol Bacchi and the

damit die Geschichte eines sozialistischen Feminismus der Arbeiterklasse zum Verschwinden gebracht hatten.⁵⁶ Jenseits der englisch-französischen Differenz und den Klassenunterschieden verbirgt sich hinter der Fassade einer dominanten anglophonen oder frankophonen, bürgerlichen oder proletarischen Norm eine Vielzahl anderer Differenzen, vor allem wenn wir an die enorme ethnische Diversität der kanadischen Bevölkerung denken.

Die Bevölkerung Kanadas besteht zum Großteil aus Einwanderern und auch das Land selbst, das sich vom Atlantik bis zum Pazifik, vom 49. Breitengrad bis zur Arktis erstreckt, ist regional sehr unterschiedlich.⁵⁷ Die Schwierigkeiten, sowohl den regionalen wie auch den ethnischen Verschiedenheiten gerecht zu werden, haben jeweils eine spezifische auf Region⁵⁸ bzw. Rasse/Ethnie⁵⁹ bezogene Frauengeschichte hervorgerufen. Ebenso hat der Kampf für die Rechte der Homosexuellen und

Suffragists of Halifax: A Review Essay on ‚Liberation Deferred? The Ideas of the English-Canadian Suffragists, 1877 – 1918‘, in: *Atlantis: A Women’s Studies Journal*, 10, 2 (1985), 119 – 126.

55 Sangster, *Dreams*, wie Anm. 35, 7.

56 Zu jener Zeit als Sangster forschte und schrieb, begannen auch andere Historikerinnen den kanadischen sozialistischen Feminismus zu erforschen: Linda Kealey, *Canadian Socialism and the „Woman Question“, 1900 – 1914*, in: *Labour/Le Travail*, 13 (1984), 77 – 100; Dies., *Women in the Canadian Socialist Movement, 1904 – 1914*, sowie Varpu Lindström-Best, *Finnish Socialist Women in Canada, 1890 – 1930*, sowie Janice Newton, *From Wage Slave to White Slave: The Prostitution Controversy and the Early Canadian Left*, in: Linda Kealey u. Joan Sangster Hg., *Beyond the Vote: Canadian Women and Politics*, Toronto/Buffalo/London 1989, 171 – 195, 196 – 216 und 217 – 236. Ebenfalls vor kurzem ist eine Geschichte der gegenwärtigen Frauenbewegung aus einer sozialistisch-feministischen und einer für Lesben sensibilisierten Perspektive geschrieben worden: Nancy Adamson u.a., *Feminist Organizing for Change*, Toronto 1988.

57 Ethnischen, klassenspezifischen und sexuellen Differenzen in einer Art ‚totaler‘ Geschichte gerecht zu werden, ist schwierig und macht für jede Form der Kritik angreifbar. Zu einem ersten mutigen Versuch, sowohl über das englische wie das französische Kanada zu arbeiten und in einer Art Synthese zu einer kanadischen Frauengeschichte zusammenzuführen: Alison Prentice u.a., *Canadian Women: A History*, Toronto 1988.

58 Vgl. Ruth Roach Pierson, *Women’s History: The State of the Art in Atlantic Canada*, in: *Acadiensis*, 7, 1 (1977), 121 – 131; Barbara Latham u. Cathy Kess Hg., *In Her Own Right: Selected Essays on Women’s History in B.C.*, Victoria, B.C. 1980; Jennifer Stoddart, *Le paysage de l’histoire change: la production française récente en histoire des femmes*, in: *Resources for Feminist Research/Documentation sur la recherche féministe*, 10, 3 (1981), 4 – 11; Barbara K. Latham u. Roberta J. Pazdro Hg., *Not Just Pin Money: Selected Essays on the History of Women’s Work in British Columbia*, Victoria, B.C. 1984. Susan Jackel Hg., *A Flannel Shirt & Liberty: British Emigrant Gentlewomen in the Canadian West, 1880 – 1914*, Vancouver 1982; Mary Kinneer u. Vera Fast, *Planting the Garden: An Annotated Archival Bibliography of the History of Women in Manitoba, Winnipeg 1987*; Mary Kinneer Hg., *First Days, Fighting Days: Women in Manitoba History*, Regina 1987; Georgina M. Taylor, „Should I Drown Myself Now or Later?“ *The Isolation of Rural Women in Saskatchewan and their Participation in the Homemakers’ Clubs, the Farm Movement and the Co-operative Commonwealth Federation, 1910 – 1967*, in: Kathleen Storrie Hg., *Women: Isolation and Bonding – the Ecology of Gender*, Toronto 1987, 79 – 100; Marilyn Porter, *Mothers and Daughters: Linking Women’s Life Histories in Grand Bank, Newfoundland, Canada*, in: *Women’s Studies International Forum*, 11, 6 (1988), 545 – 558.

59 Vgl. die gesammelten Artikel in Jean Burnet Hg., *Looking Into My Sister’s Eyes: an Exploration in Women’s History*, Toronto 1986.

Lesben den Blick auf die Geschichte immer mehr unter die Perspektive der sexuellen Orientierung gestellt.⁶⁰ Die Verknüpfung von Erfahrung und Identitätspolitik⁶¹ verbindet sich hier mit dem Anspruch der Geschichtsschreibung, die Tendenz zum Metropolismus⁶² (die Dominanz des urbanen über das ländliche Kanada, von Zentral-Kanada über die Peripherie, des Südens über den Norden)⁶³ anzufechten und dem Bild einer ethnischen und sexuellen Homogenität der kanadischen Frauen entgegenzuwirken, wie es von einigen der frühesten Arbeiten der historischen Spurensuche gezeichnet worden ist.⁶⁴ Das führte dazu, die spezifischen Erfahrungen vieler Frauen in Kanada zu unterschlagen, und machte eine korrigierte und differenzierte Darstellung entlang der regionalen, ethnischen, sexuellen und anderer Unterschiede in der Identitätsbildung notwendig.⁶⁵

Erwähnenswert ist, daß die meisten auf Ethnie und Rasse bezogenen Arbeiten der kanadischen Frauengeschichte von Frauen jener ethnischen Gruppe stammen, die untersucht wird, was nicht nur auf die sprachlichen Fähigkeiten und den Zugang zu privaten „Quellen“ zurückzuführen ist, sondern auch ihrem Wissensdrang durch ihre Verbundenheit zu verdanken ist, die aus der kulturellen Identität erwächst.⁶⁶ In vielen

60 Vgl. Becki Ross, *The House That Jill Built: Lesbian Feminist Organizing in Toronto, 1976–1980*, in: *Feminist Review*, 35 (1990), 75–91: Eine Geschichte der *Lesbian Organization of Toronto*, *LOOT*, in welcher die Unterrepräsentation von „Lesben aus der Arbeiterklasse, von farbigen Lesben, jungen, behinderten oder älteren Lesben“ unter den Mitgliedern kritisiert wird. (81)

61 Vgl. Mary Louise Adams, *There's No Place Like Home: On the Place of Identity in Feminist Politics*, in: *Feminist Review*, 31 (1989), 22–33: Eine kritische Analyse der Gefahren einer feministischen Organisationsform, die die Erfahrung der Unterdrückung zum Maßstab authentischen Feminismus und authentischer Identität erklärt, und damit sehr leicht in die Fallen der Logik einer Hierarchie der Unterdrückung gerät.

62 Eine andere Variante des Metropolismus, der die kanadische Frauengeschichte betrifft, ist die Assimilierung der kanadischen Erfahrung an das britische Modell. Eine ausgezeichnete Arbeit, die diese Tendenz reflektiert und nachweist, daß es nicht möglich ist, die Geschichte der kanadischen Frauenarbeit nach dem Modell der Entwicklung in England während der Industriellen Revolution zu erzählen: Marjorie Griffin Cohen, *Women's Work, Markets and Economic Development in Nineteenth-Century Ontario*, Toronto 1988.

63 Ein zentrales Thema von Crnkovich, *Gossip*, wie Anm. 37.

64 Vgl. Eve Zaremba Hg., *Privilege of Sex: A Century of Canadian Women*, Toronto 1974; Veronica Strong-Boag, *The Parliament of Women: The National Council of Women of Canada, 1893–1929*, History Division Paper, 18, Ottawa 1976; Ramsay Cook u. Wendy Mitchinson Hg., *The Proper Sphere: Women's Place in Canadian Society*, Toronto 1976; Margaret A. Ormsby Hg., *A Pioneer Gentlewoman in British Columbia: The Recollections of Susan Allison*, Vancouver 1976; Wendy Mitchinson, *Canadian Women and Church Missionary Societies in the Nineteenth Century: A Step towards Independence*, in: *Atlantis: A Journal of Women's Studies*, 2, 2, (1977), Teil 2, 57–75; Mary Vipond, *The Image of Women in Canadian Mass Circulation Magazines in the 1920s*, in: Susan Mann Trofimenkoff u. Alison Prentice Hg., *The Neglected Majority: Essays in Canadian Women's History*, I, Toronto 1977, 116–124; Jackel, *Flannel Shirt*, wie Anm. 58.

65 In ihrer Einleitung zu „*Gossip*“, wie Anm. 37, stellt Mary Crnkovich fest: „In letzter Zeit ist das Übergewicht von feministischen Arbeiten zur Erfahrung weißer Frauen mit euro-kanadischer Herkunft durch die Stimmen der Frauen aus unterschiedlichsten Kulturen etwas ausgeglichen worden.“ (XVI) Ihr Buch enthält sowohl transkribierte mündliche Erinnerungen wie auch geschriebene Regierungs- und Wissenschaftsberichte von Frauen aller vier großen kulturellen/ethnischen Gruppen, die in den nord-westlichen Gebieten leben – den Dene, Metis, Inuit und Euro-Kanadierinnen.

dieser Arbeiten scheint der Zusammenhang von Identität und Erfahrung von Differenz evident und verstärkt tatsächlich die Verbindung zwischen der Erfahrung, anders zu sein, und der Entscheidung, die Geschichte der Gruppe zu schreiben, die als „andere“ identifiziert wird.

Die wesentlichste Herausforderung für den kanadischen Feminismus und die feministische Wissenschaft Kanadas war zuletzt der Vorwurf des Rassismus, hier jetzt nicht verstanden als Differenz von französischer und englischer Kultur, sondern als Dominanz der europäischen Weißen über die Ureinwohner/innen, die chinesischen Kanadier/innen, die japanischen Kanadier/innen, die Afro-Kanadier/innen, die ost- und westindischen, die afrikanischen und asiatischen Einwanderer/innen.⁶⁷

Unstimmigkeiten innerhalb des ältesten feministischen Verlags Kanadas, dem *Toronto Women's Press*, wie nun das Prinzip des Anti-Rassismus in der Verlagspraxis aussehen solle, erreichten 1988 ihren kritischen Höhepunkt, der eine Welle der Empörung durch die feministische Gemeinde Torontos gehen ließ. Der Vorwurf des Rassismus in dieser Debatte bezog sich auf die Publikationsliste des Verlags, die einige der

66 Zum Beispiel Varpu Lindström-Best, „I Won't Be a Slave!“ – Finnish Domestic Workers in Canada, 1911 – 1930; Marilyn Barber, *Sunny Ontario for British Girls, 1900 – 1930*; Paula J. Draper u. Janice B. Karlinsky, *Abraham's Daughters: Women, Charity and Power in the Canadian Jewish Community*; Apolonja Kojder, *Women and the Polish Alliance of Canada*; Eleoussa Polyzoi, *Greek Immigrant Women from Asia Minor in Prewar Toronto: the Formative Years*; Lillian Petroff, *Contributors to Ethnic Cohesion: Macedonian Women in Toronto to 1940*; Isabel Kaprielian, *Creating and Sustaining an Ethnocultural Heritage in Ontario: the Case of Armenian Women Refugees*; Dora Nipp, „But Women Did Come“: *Working Chinese Women in the Interwar Years*; Franca Iacovetta, *From Contadina to Worker: Southern Italian Immigrant Working Women in Toronto, 1947 – 1962*, in: Burnet, *Sister's Eyes*, wie Anm. 59; Varpu Lindström-Best, *Defiant Sisters: A Social History of Finnish Immigrant Women in Canada, Toronto 1988*; Frances Swyripa, *The Ideas of the ukrainian Women's Organization of Canada, 1930 – 1945*; Ruth A. Frager, *Politicized Housewives in Jewish Communist Movement of Toronto, 1923 – 1933*, in: Kealey u. Sangster, *Vote*, wie Anm. 56, 239 – 257 und 258 – 275. Es gibt natürlich Ausnahmen dieses Musters, wie etwa die Studie über Nonnen in Quebec von der mehrsprachigen Kanadierin mit ukrainischer Abstammung Marta Danylewycz, die tragisch früh 1985 gestorben ist: *Marta Danylewycz, Taking the Veil: An Alternative to Marriage, Motherhood and Spinsterhood in Quebec, 1840 – 1920*, Toronto 1987; Vgl. auch Brandt, *Transformation*, wie Anm. 53.

67 Vgl. zur Geschichte der westindischen Arbeiterinnen in Kanada, in *Selbstzeugnissen: Makeda Silvera, Silenced*, Toronto 1983; sowie Tania Das Gupta, *Learning From Our History: Community Development by Immigrant Women in Ontario, 1958 – 1986*, Toronto 1986. Zur Erfahrung der Enteignung, Inhaftierung und Zwangsarbeit japanischer Kanadierinnen während und nach dem Zweiten Weltkrieg: Muriel Kitagawa, *This is My Own: Letters to Wes & Other Writings on Japanese Canadians, 1941 – 1948*, Roy Miki Hg., Vancouver 1985; und den Roman „Obasan“ von Joy Kogawa, Toronto 1981. Fotoausstellungen und andere visuelle Dokumentationsformen dienen ebenso dazu, die Geschichte spezifischer Frauengruppen in Kanada darzustellen. Die Ausstellung „150 Years – Chinese Women in North America“, die auch Material zur Geschichte chinesischer Frauen in Kanada enthielt, fand vom 12. September – 12. Oktober 1987 in der *Metropolitan Toronto Reference Library* statt, gefördert und gesponsert vom *Chinese Women's Photo Exhibit Planning Committee, Ontario Women's Directorate, Ministry of Citizenship and Culture, Mon Sheong Foundation, Chinese Canadian National Council, Chinese Canadian National Council Women's Issues Committee* und dem *Toronto Chinese Business Women's Network*. Vgl. auch: Peggy Bristow, *Black Women in Nineteenth-Century Ontario*, in: *Survival and Resistance: Black Women in the Americas*, New York 1989.

wichtigsten Werke der kanadischen Frauengeschichte enthielt.⁶⁸ Das Ergebnis war eine Spaltung in zwei Verlage im Jahr 1989, in den *Women's Press* mit einer neuen Geschäftsleitung und den *Second Story Press*, der von acht der ältesten Mitglieder des ursprünglichen Frauenverlags geführt wird. Im Grund ging es um die Frage, ob eine weiße Schriftstellerin aus der Mittelschicht das Recht habe, Hauptfiguren zu kreieren, deren Erfahrungen aufgrund ethnischer Zugehörigkeit andere sind als die der Autorin, oder kulturelle Ausdrucksformen zu verwenden, die aus Welten stammen, die von der eigenen Kultur der Schreiberin gegenwärtig unterdrückt werden. Jene, die „*The Front of the Bus Caucus* entwickelt hatten, um die anti-rassistischen Strategien des Verlags voranzutreiben“, und die den Verlag übernommen hatten, entwickelten nun anti-rassistische Richtlinien⁶⁹ als Grundlage für eine Veröffentlichung. Laut Verlag sind in Zukunft von der Veröffentlichung ausgeschlossen:

Manuskripte, in denen die Erfahrung der Hauptfigur sich aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit substantiell von jener der Autorin unterscheidet;
 Manuskripte, in denen die Autorin sich die Form und Substanz einer Kultur aneignet, die von ihrer eigenen Kultur unterdrückt wird;
 Manuskripte, in denen Analysen farbige Frauen als Ergänzung zum Text erscheinen, anstatt in den gesamten Inhalt und die Struktur des Textes integriert zu werden.⁷⁰

Einige Mitglieder der Autorenvereinigung sprachen von Zensur und wiesen darauf hin, daß „solche harten Regeln und Vorgaben mit dem kreativen Prozeß nicht vereinbar seien.“ Andere, wie die Dichterin und Reggae-Künstlerin Lillian Allen, unterstützten die Verlagspolitik, indem sie betonten, daß „weiße Autorinnen erfahren müssen, was sie nicht wissen ... Wenn du in einer Situation der Dominanz bist, ist es schwierig für dich, zu wissen, was du nicht weißt. Es ist ganz einfach Arroganz.“⁷¹

Im Dreieck von Erfahrung, Differenz und Herrschaft und dessen Verhältnis zu Aussage und Stimme ist es nicht das Fehlen der Erfahrung oder die Differenz in der Erfahrung allein, das disqualifiziert, sondern die andere Erfahrung kombiniert mit „Macht über“: Die Macht der dominierenden Gruppen negiert und entstellt die Erfahrung der anderen und trennt sie dadurch von der erlebten Erfahrung der Unterdrückung und Auslöschung. Was der Frauenverlag verlangt, ist die Anerkennung des „erkenntnistheoretischen Privilegs der Unterdrückten.“⁷² Es scheint also einen zwingenden Grund zu geben, den Bericht einer unterdrückten Person von ihrer erlebten Erfahrung der Unterdrückung als wahr anzusehen: Es scheint ein genauso zwingendes moralisches Argument zu geben, das einem Mitglied der dominanten Gruppe das Recht nimmt, sich die Geschichte einer unterdrückten Person anzueignen.⁷³

68 Janice Acton u.a. Hg., *Women at Work: Ontario 1850–1930*, Toronto 1974; Linda Rasmussen u.a. Hg., *A Harvest Yet To Reap*, Toronto 1976; Linda Kealey Hg., *A Not Unreasonable Claim: Women and Reform in Canada 1880s–1920s*, Toronto 1979.

69 Susan G. Cole, *Writing out Racism*, in: *NOW*, 23–29 (1989), 10–12 und 19.

70 *Women's Press Anti-Racist Guidelines*, in: *Broadside*, 10, 3 (1988/1989), 4.

71 Cole, *Racism*, wie Anm. 69, 12 und 19.

72 Vgl. Narayan, *Difference*, wie Anm. 39.

73 Christine St. Peter, „*Woman's Truth*“ and the Native Tradition: Anne Cameron's

Wohin führt dieser Anspruch, der die Erfahrung von Frauen zum Objekt des Schreibens von Frauengeschichte macht? Müssen wir daraus schließen, daß die einzig legitime Form der Frauengeschichte die Autobiographie ist? Wenn der gegenwärtige Feminismus zur modernen und postmodernen Untergrabung der Gewißheiten der Aufklärung beigetragen hat,⁷⁴ indem er mit dem Argument der „anderen“ Erfahrung der Frauen die großen Erzählungen der westlichen Geschichtsschreibung in Frage stellte, so hat der Feminismus auch die Erzählungen von Frauen, die Geschichten von Frauen ihrer eigenen Erfahrungen stark aufgewertet. Diese Aufwertung hat die Frauengeschichte methodisch in Richtung mündlicher Geschichte gedrängt, fast hin zur Autobiographie, da dies versprach, die Forscherin so nah wie möglich an die Realität des Lebens von Frauen heranzubringen. Wir haben *oral history* deshalb so aufgewertet, weil sie dem Leben von Frauen Rechnung trägt. Eine Historikerin, die ein *oral history* Projekt mit Frauen aus dem Alberta Neuland gemacht hat, stellt fest:

Die Frauen mit denen ich sprach, waren gierig danach, ihre Geschichten zu erzählen, gierig, wie ich meine, an der Erschaffung einer Welt teilzuhaben, in der Frauen einen Platz haben, einen Platz, der sie öffentlich und sichtbar macht. Sie suchten nach historischer Gültigkeit, nach einer Art von Kontinuität ... Sie wollten eine Spur von sich selbst hinterlassen, um nicht unbemerkt zu verschwinden.⁷⁵

Je größer die vergangene Unterwerfung der Frauen war, desto stärker ist auch das Bedürfnis, ihnen durch das Sammeln von mündlichen Geschichten jenes Geschichtsbewußtsein zurückzugeben, das für das Bewußtsein von der eigenen Identität so entscheidend ist.⁷⁶ So hat

Daughters of Copper Woman, in: *Feminist Studies*, 15, 3 (1989), 499–523. Die Autorin untersucht „einige Fragen des Kulturimperialismus“ am Beispiel der vielgelesenen Verfasserin von „Daughters of Copper Woman“ (Vancouver 1981) Anne Cameron, die als weiße Autorin die Märchen der nord-pazifischen Ureinwohnerinnen nacherzählt. Was Camerons Kulturrelativismus in St. Peters Sicht korrigiert, ist ihr Umgang mit den Quellen (sie hatte die Erlaubnis für die Bearbeitung der Quellen von den Frauen selbst, die jedes Wort, das sie schrieb, auf Herz und Nieren prüften) und die Tatsache, daß alle aus dem Buch resultierenden Einkünfte zur Unterstützung von Projekten der Ureinwohnerinnen, wie zum Beispiel die Herausgabe einer Anthologie mit Schriften von eingeborenen Autorinnen durch das Kollektiv Ts'eku, verwendet wurden. Eine andere Form des Kulturimperialismus wird sichtbar, wenn Arbeiten zur kanadischen Geschichte als Beispiel der amerikanischen Geschichte rezipiert werden, wie es kürzlich mit Sylvia Van Kirks Buch „Many Tender Ties“ durch die Artikel revisionistischer Historiker des amerikanischen Westens geschah. (Vgl. Richard Bernstein, *Unsettling the Old West*, in: *New York Times Magazine*, 18. März 1990, 56; und Larry McMurtry, *How the West Was Won or Lost*, in: *The New Republic*, 22. Oktober 1990, 35.) Das Gleiche gilt für die Vereinnahmung der Arbeit Joy Kogawas. (Vgl. Shirley Geok-Lin Lim, *Japanese American Women's Life Stories: Maternity in Monica Sone's „Nisei Daughter“ and Joy Kogawa's „Obasan“*, in: *Feminist Studies*, 16, 2 (1990), 289–312.

74 Jane Flax, *Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 12, 4 (1987), 621–643.

75 Eliane Leslau Silverman, *The Last Best West: Women on the Alberta Frontier 1880–1930*, Montreal/London 1984, viii (Einleitung).

76 Zur Aussage einer Afro-Amerikanerin über die Bedeutung des Geschichtsbewußtseins für ihre Identität, „sich wiederanzueignen ... das, was der historischen Beweis-

Dionne Brand, die Leiterin eines *oral history* Projekts über das Leben von schwarzen Arbeiterfrauen in Ontario bemerkt: „Wenn das Leben der schwarzen Kanadas insgesamt in den Forschungen kanadischer Wissenschaftler fehlte oder problematisch dargestellt wurde, so wurde das Leben von schwarzen Frauen doppelt versteckt.“⁷⁷ In der Geschichtsschreibung kanadischer Frauengeschichte fehlen die schwarzen Frauen oder wurden nachträglich hinzugefügt, und auch in den scheinbar geschlechtsneutralen, also männlichen, Darstellungen der Geschichte der Schwarzen in Kanada, wenn es sie überhaupt gibt, sind die schwarzen Frauen nicht zu finden. *Oral history* empfahl sich selbst als die Methode, das Leben der schwarzen Frauen von dieser doppelten Verborgenheit zu befreien.⁷⁸

Dennoch sollten wir nicht die mündlichen Überlieferungen der Erinnerungen von Frauen – und noch weniger die schriftlichen Aufzeichnungen – als einfach gegebene Grundwerte akzeptieren. Wie Joan Scott warnend bemerkt hat, „können wir nicht davon ausgehen, daß die erinnerte Erfahrung von Frauen außerhalb der öffentlich konstruierten Texte steht, als quasi definierbarer, separater, reinerer Kommentar zur Politik.“⁷⁹ Natalie Davis und andere haben gezeigt, daß die Geschichten, die wir erzählen, um uns anderen und uns selbst zu erklären, von narrativen Vorgaben und Konventionen des Geschichten-Erzählens, aber auch von kulturellen Vorstellungen über Evidenz und Formen der Erkenntnis geprägt sind, deren wir uns als Geschichtenerzähler/innen bewußt oder auch nicht bewußt sein können.⁸⁰ Als Sammler/innen und

führung entgangen ist, was übersehen und verdrängt wurde“: Patricia J. Williams, *On Being the Object of Property*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 14, 1 (1988), 5–24. Sie schreibt: „Ich habe, wie so viele Schwarze, versucht, mich selbst in die Geschichte einzuschreiben, mich selbst im Strom der Zeit als bedeutsam zu setzen, von der Gegenwart in die Vergangenheit und dann weiterführend in die Zukunft. Ohne Überlieferung zu sein ist zu unsicher, zu ahistorisch, zu gefährlich in den Händen jener, die auf selbstverständliche Weise nicht nur meine Vergangenheit, sondern auch meine Zukunft umschreiben würden. So habe ich die Ruinen nach meinen Wurzeln durchforstet.“ (5)

77 Dionne Brand, *Doing Oral Histories of Black Women: Some Methodological Considerations*, Vorlesungsmanuskript (*Ontario Institute for Studies in Education*), Mai 1989, 6. Dionne Brands erstes Buch mit Kurzgeschichten hat phantastische Kritiken bekommen und für ihr sechstes Buch, einen Gedichtband, wurde sie für den *Canadian Governor Generals Literary Award* in der Kategorie Lyrik nominiert: Dionne Brand, *Sans Souci and Other Stories*, Toronto 1988; Dies., *No Language is Neutral*, Toronto 1990.

78 Vor kurzem haben schwarze Frauen in Kanada begonnen, die Methode der *oral history* für das Medium Film zu verwenden, um so ihre Vergangenheit wiederzuentdecken und darzustellen: „Black Mother, Black Daughter“, Regie: Sylvia Hamilton u. Claire Prieto, Verleih: *National Film Board of Canada* (1989, Farbe, 16 mm, 28 min.) Der Film zeigt die Bindung zwischen schwarzen Müttern aus Neu-Schottland und ihren Töchtern im Überlebenskampf und dem Versuch, damit Stolz und Identität zu vereinbaren. „Older, Stronger, Wiser“, Regie: Claire Prieto u. Dionne Brand, Verleih: *National Film Board of Canada* (1989, Farbe, 16 mm, 28 min) ist der erste Teil einer geplanten Trilogie mit dem Titel „Women at the Well“, die versucht, die Geschichte der Schwarzen Frauen Ontarios durch Interviews mit den Dorfältesten zu rekonstruieren.

79 Joan W. Scott, *Rewriting History*, in: Margaret Randolph Higonnet u.a. Hg., *Behind the Lines: Gender and the Two World Wars*, New Haven/London 1987, 29.

80 Natalie Zemon Davis, *Fiction in the Archives: Pardon Tales and their Tellers in Sixteenth-Century France*, Stanford 1987; und dies., „On the Lame“ – AHR Forum: *The Return of Martin Guerre*, in: *American Historical Review*, 93 (1988), 572–603. Vgl.

Interpret/inn/en der Geschichten anderer, können wir die Erinnerung einer Frau daher nicht unkritisch, das heißt, als nicht durch den kulturhistorischen Kontext vermittelte, akzeptieren. Vielmehr ist es notwendig, die Erzählungen von Frauen zu kontextualisieren, das heißt, sie müssen „gewissenhaft in die Zeit und den Raum eingeschrieben werden“.⁸¹ Wenn sich eine kanadische Frau beispielsweise an den Zweiten Weltkrieg als einen „großen Beitrag zum Ende der Idee, daß der einzige Platz einer Frau daheim am Herd wäre und sonst nirgendwo“⁸² erinnert, so ist diese Erinnerung im Kontext des mächtigen geschlechtsspezifischen Diskurses während des Krieges zu lesen:⁸³ die zeitlich begrenzte Mobilisierung weiblicher Arbeitskraft für den „Notfall des Krieges“ und „zur Beendigung des Krieges“; die Versicherungen den Frauen gegenüber, daß ihr Eintritt in die Streitkräfte oder ihre Arbeit in nicht traditionellen Berufen ihre Weiblichkeit nicht gefährde; oder die rhetorische „Domestizierung“ und „Feminisierung“ militärischer und industrieller Beschäftigungssektoren, um die Auflösung der bestehenden Geschlechterordnung, wie sie der Eintritt von Frauen in traditionell männlich dominierte Bereiche auslöste, zu maskieren.⁸⁴

Wir, die Bearbeiterinnen der Erzählungen anderer Frauen, müssen die Sensibilität für „die Bedeutung des politischen und institutionellen Kontexts, nicht nur der Erzählenden, sondern auch unseres eigenen Kontexts als Interpretinnen“⁸⁵ weiter schärfen. Tatsächlich ist es für uns, die wir den Geschichten anderer Frauen zuhören, wegen unserer eigenen Verwicklung in die Herrschaftsdiskurse oft so schwierig, die Echos der Diskurse zu hören, die in den Berichten der Erzählenden widerhallen. Dionne Brand bemerkte dazu:

Die historische Beziehung zwischen den schwarzen Menschen in Kanada und der *mainstream*-Gesellschaft ist eine der Unterjochung gewesen. Sie färbte zweifellos die historische Überlieferung, die häufig von jenen geschrieben, gesprochen und interpretiert wurde, die innerhalb dieser Beziehung auf der Seite der Macht standen.⁸⁶

Je größer die Kluft zwischen Unterdrücker und Unterdrückten, desto größer ist vielleicht der Notwendigkeit, daß die Interviewerin die Erfahrung der Unterdrückung der Interviewten geteilt hat,⁸⁷ was, wenn wir an

auch Carolyn Steedman, *Landscape for a Good Woman: A Story of Two Lives*, New Brunswick 1987.

81 Personal Narratives Group, *Origins*, in: Dies., *Women's Lives*, wie Anm. 27, 12.

82 Barry Broadfoot, *Six War Years 1939–1945: Memories of Canadians at Home and Abroad*, Toronto 1974, 358.

83 Damit ist noch nichts über den mächtigen Geschlechterdiskurs der antifeministischen Gegenbewegung nach dem Krieg ausgesagt.

84 Vgl. Ruth Roach Pierson, *They're Still Women After All: The Second World War and Canadian Womanhood*, Toronto 1986; Dies., *Beautiful Soul or Just Warrior: Gender and War*, in: *Gender & History*, 1, 1 (1989), 77–86.

85 Personal Narratives Group, *Origins*, wie Anm. 81, 12.

86 Brand, *Oral Histories*, wie Anm. 77, 11.

87 Wie Dolores E. Janiewski in: *Sisterhood Denied: Race, Gender and Class in a New South Community*, Philadelphia 1985, kommentierte: „Sogar *oral history* scheitert trotz aller Anstrengungen manchmal, mit den sozialen Barrieren zwischen Interviewer und dem Subjekt umzugehen. Schwarze Menschen und weiße Frauen haben eine spezi-

die doppelte Unterdrückung der schwarzen Frauen in Kanada denken, bedeuten würde, daß es für das Einholen ihrer persönlichen Erzählungen von Vorteil ist, nicht nur schwarz, sondern auch eine Frau zu sein.

Sylvia Van Kirk war in ihrem Projekt, die vergangenen Erfahrungen von Frauen einer anderen ethnischen Zugehörigkeit und Kultur zu erforschen, nicht nur in bezug auf das Kriterium der geteilten Erfahrung von Unterdrückung, nicht nur durch ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der weißen Unterdrückter, sondern auch durch die Zeit von den Subjekten ihrer Forschung getrennt. Es könnte argumentiert werden, daß auch die heute lebenden Ureinwohnerinnen durch die Zeit von ihren Vorfahrinnen, die im Pelzhandel arbeiteten, getrennt sind, doch ihre fortdauernde Unterdrückungserfahrung rückt sie vielleicht näher an deren Perspektive heran. Eines ist sicher, Behauptungen über subjektive Erfahrungen, die ohne Rekurs auf Berichte der Betroffenen selbst gemacht werden, erzählen mehr über die diskursive Welt der Interpretin als über die Subjekte ihrer Forschung. Sylvia Van Kirk etwa behauptet, daß „gemischtrassige“ Ehefrauen der zweiten oder dritten Generation im Vergleich zu indianischen Frauen der ersten Generation mit einem „weniger gespaltenen Treuebewußtsein zu kämpfen hatten,“ wenn sie europäische Pelzhändler heirateten, „weil sie sich bereits stärker mit den Interessen ihrer weißen Ehemänner identifiziert hatten“.⁸⁸ Damit unterstellt sie gewissermaßen, daß in der Subjektivität einer Frau mit indianischer Herkunft eine weiße und europäische Perspektive dominiert, die letztlich das langfristige Überleben einer gespaltenen ethnischen Identität unterdrückt. Die „erkenntnistheoretische Bescheidenheit“, die hier von den weißen kanadischen Historikerinnen der Frauengeschichte verlangt wird, erfordert jedoch, gerade in spezifischen politischen Situationen, aus dem Zentrum zurückzutreten, um die, die am Rand stehen, ihre eigene „Realität“ erzählen, ihre „gelebte Erfahrung“ in ihren eigenen Stimmen ausdrücken zu lassen. Diese „erkenntnistheoretische Bescheidenheit“ ist genau die gleiche, die wir als weiße, bürgerliche, feministische Historikerinnen von den Männern verlangt haben, die über die undifferenzierte Kategorie „Frauen“ geschrieben haben.

* * *

Wir haben gesehen, daß wir als feministische Historikerinnen das Konzept der Verschiedenheit der Erfahrung von Frauen dazu benützt haben, die Hegemonie und Universalität der männerzentrierten Gesellschaft zu brechen. Als Antwort auf die Unsichtbarkeit und/oder die falsche Darstellung von Frauen, wurde es zu einem primären Ziel der Frauengeschichte, Frauen aus der Vergangenheit das Recht zukommen zu lassen, mit ihrer eigenen Stimme zu sprechen. Die *oral history* erwies sich gerade durch das Fehlen anderer Aufzeichnungen der Stimmen von Frauen als Methode, der Erfahrung von Frauen näher zu kommen. Die Aufwertung der gelebten Erfahrung von Frauen wurde dadurch begünstigt, daß sie für die Entstehung des feministischen Bewußtseins von

fische Schweigsamkeit demonstriert, wenn ihre Interviewer vergleichbare Fremde waren, besonders, wenn sich diese Fremden von ihnen auch durch die Herkunft und das Geschlecht unterschieden.“ (118)

⁸⁸ Van Kirk, Ties, wie Anm. 19, 113.

zentraler Bedeutung ist. Sowohl Kellys Rekonstruktion des Bewußtseinswandels von Christine de Pizan, wie auch Woolfs Darstellung ihrer Entdeckung jener Fundgrube von frauenverachtenden Weisheiten im Britischen Museum scheinen einen Kern von Erfahrung bezeichnet zu haben, der von den Entstellungen der dominanten Kultur unberührt ist und der, ist er einmal erschlossen, als Basis für eine Veränderung dieser Kultur dienen könnte.

Ursprünglich war es für weiße, heterosexuelle Feministinnen aus der Mittelschicht die Differenz zwischen der Erfahrung von Frauen und Männern, die zählte. In den letzten Jahren haben Frauen, die sich von der dominanten weiblichen Norm durch ihre ethnische Zugehörigkeit, durch ihre Klasse, ihre Sexualität, ihre Sprache und/oder einer Behinderung unterschieden, darauf bestanden, die Kategorie „Frau“ zu differenzieren. Noch wichtiger war ihr Bestehen darauf, mit eigenen Stimmen gehört zu werden und folglich, wie die ersten Advokatinnen der Frauengeschichte, auf den Zusammenhang von „gelebter Erfahrung“ und dem rechtmäßigen Anspruch auf eine „Stimme“ zu beharren. Frauen aus diesen verschiedenen sozialen Positionen haben von uns verlangt zu begreifen, daß ihre gelebte Erfahrung eine der erlebten Unterdrückung ist, an der wir als weiße, heterosexuelle, gesunde Feministinnen beteiligt sind. Dominanz muß also in anderen Worten als ein integraler Bestandteil für die Erfahrung von Differenz gesehen werden und als Faktor, der die Sensibilität für das, was Unterdrückung bedeutet, schwächt.

Der Wunsch des Frauenverlags Toronto, wie auch anderer Gruppen, das erkenntnistheoretische Privileg der Unterdrückten anzuerkennen, kann als Auffassung verstanden werden, wonach der „gelebten Erfahrung der Unterdrückung“, besonders in ihren systematischsten und gewalttätigsten Formen, nur von jenen eine Stimme verliehen werden kann, die diese Erfahrung aus erster Hand kennen. Diese Auffassung kann auch in das Bedürfnis übersetzt werden, daß die Historikerin erkennt (und ausdrückt), von welcher Position aus sie spricht. Wenn die Historikerin aus einem Verhältnis der Dominanz heraus den Subjekten mit Respekt gegenübertritt, deren Geschichte sie erforscht, sollte sie mit ‚methodologischer Vorsicht und erkenntnistheoretischer Bescheidenheit‘ vorgehen. Weil die Historikerin sich in gewissem Sinn immer in einer Position der Kontrolle über die Vergangenheit befindet, ist ein behutsames und bescheidenes erkenntnistheoretisches und methodologisches Vorgehen für die Mediävistin genauso entscheidend wie für die europäisch-kanadische Historikerin des alten China oder für die Historikerin gegenwärtiger Gesellschaften.⁸⁹

Sollte Sylvia Van Kirk dann keine Geschichte der Ureinwohnerinnen in der kanadischen Pelzhändler-Gesellschaft geschrieben haben? Hier könnte es nützlich sein, die Unterscheidungen zwischen der Innerlichkeit „gelebter Erfahrung“ und dem Erfahrungsbegriff in seinem weiteren, diskursiven Kontext mit der Frage der Dominanz zu verknüpfen. Van Kirk mag vielleicht mit ihrem Anspruch zu weit gegangen sein, die innere Erfahrung, besonders die Unterdrückungserfahrung der Frauen rekonstruieren zu wollen, die sie nicht teilt und von denen keine schriftlichen

⁸⁹ Ich danke Nanna Damsholt für diese Anregung.

Überlieferungen in ihren eigenen Stimmen existieren. Die Rekonstruktion der Ökonomie und Gesellschaft der Pelzhändlergesellschaft und die Wiederentdeckung des nicht wegzudenkenden Platzes der eingeborenen Frauen in ihr, behandelt Van Kirk aber mit großer Sachkenntnis und auch mit Respekt.⁹⁰ Es war trotz alledem ja niemals so, daß die einzige Aufgabe der Historiker/innen darin bestand, sich auf „Stimmen“ zu berufen. Das würde zu einem naiven Empirismus führen. Nein, es war immer auch genauso wichtig, die individuellen Stimmen in einen Kontext zu stellen und die diskursive Welt zu rekonstruieren, welche die Subjekte bewohnten und durch die sie geprägt worden sind. Dem Zusammenspiel von Theorie und Praxis im Schreiben von Frauengeschichte liegt ein Konzept von Erfahrung zugrunde. Die Unterscheidungen zwischen diskursiver Realität und gelebter Erfahrung verstehen wir als eine analytische Trennung, bei der es unmöglich ist, eine klare Grenze zwischen den Dimensionen der Erfahrung im Sinne des *subject to* beziehungsweise im Sinne des *subject of* zu ziehen.⁹¹ Als Feministinnen haben wir die Bedeutung erkannt, die dem Kern gelebter Erfahrung als unerläßlicher Quelle für unser Wissen um die Unterdrückung zukommt. In unseren Anstrengungen, unser Wissen von der Vergangenheit neu zu definieren, müssen wir dazu bereit sein, mit Bescheidenheit auf die „Stimmen der Erfahrung“ von denen zu hören, die anders sind als wir selbst. Das gilt in besonderer Weise für diejenigen, denen wir in einem Verhältnis der Dominanz gegenüber stehen.

Übersetzt von Monika Bernold

⁹⁰ Die Tatsache, daß bis vor kurzem niemand die Arbeiten Van Kirks und Jennifer S.H. Browns aufgegriffen und weiterentwickelt hat, zeugt einerseits von der Schwierigkeit ihres Unternehmens und andererseits von dem systematischen Ausschluß von Historikerinnen mit einer *Aborigine*-Herkunft durch die akademische Welt Kanadas. Vgl. Lorraine Littlefield, *Women Traders in the Maritime Fur Trade*, und Jo-Anne Fiske, *Fishing is Women's Business: Changing Economic Roles of Carrier Women and Men*, in: Bruce Alden Cox Hg., *Native People/Native Lands: Canadian Indians, Inuit and Metis*, Ottawa 1988, 173 – 185 und 186 – 198.

⁹¹ Aufbauend auf Michel Foucault und Teresa de Lauretis formuliert Louis A. Montrose: „Meine Verwendung des Begriffs Subjekt impliziert einen doppelten Prozeß der Subjektivierung: Auf der einen Seite sind Individuen Träger von Bewußtsein und Initiatoren ihrer Handlungen, auf der anderen Seite positionieren, motivieren, subjektivieren sie sich zu/in sozialen Netzwerken und kulturellen Codes, die letztlich ihrer Kontrolle entzogen sind.“ Louis A. Montrose, *Professing the Renaissance: The Poetics and Politics of Culture*, in: A. Aram Veesser Hg., *The New Historicism*, New York/London 1989, 21.